

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

N. 30.

Dienstag, den 4. November.

1924.

(I. Fortsetzung.)

Die Dame im Rollstuhl.

Roman von Sven Elvestad.

(Nachdruck verboten.)

„War sie tatsächlich erschrocken?“ fragte Krag.

„Ja, sie wurde sehr ärgerlich, und bei dieser Gelegenheit hat sie Miß Anderson „dumme Gans“ genannt. Es würde mich teuer zu stehen kommen, sagte sie zu mir, wenn ich mich unterstellen sollte, dieses Zimmer anderweitig zu vergeben. Sie habe es für den ganzen Monat gemietet, sie würde zu einem Rechtsanwalt gehen usw. Ich ließ sie verstehen, daß die Herren eine weit höhere Pension zahlen wollten, und da schien sie sich sofort zu beruhigen. „Nun, wenn es sich nur um Geld handelt...“ sagte sie, und damit zog sie einen Fünf-Kronenschein aus der Tasche und gab ihn mir.“

„Nahmen Sie ihn?“

„Ja, natürlich nahm ich ihn, fünfzig Kronen sind doch nicht zu verachten, und wenn meine Zimmer so gesucht sind, daß man sich gegenseitig überbietet, warum soll ich dann nicht das Geld annehmen, das man mir freiwillig dafür gibt?“

„Und was sagten die beiden Herren dazu, daß sie das Zimmer nicht bekamen?“

„Es ärgerte sie. Doch es ließ sich ja nichts weiter in der Sache tun. Miß Anderson konnte sich an ihren Kontrakt halten, und das erklärte ich ihnen, aber...“

Frau Percivaline Hage unterbrach sich plötzlich in ihrem Wortschwall und schlug die Augen zu Boden.

„Nun?“ fragte Krag interessiert, „was taten Sie weiter?“

„Ich bemerkte, daß Miß Anderson sehr verstimmt war. Ich hatte den ganz sicheren Eindruck, daß sie sich vor der Rothhaarigen fürchtete. Und dann...“

„Dann lauschten Sie an der Tür“, half Krag ihr lächelnd aus.

Frau Hage beeilte sich zu bemerken:

„Ja, das heißt, ich tat es nur, weil mir Miß Anderson so sehr leid tat.“

„Nun, und was hörten Sie?“

„Ich hörte, daß die Rothhaarige garstig gegen sie war. Sie nannte sie wieder „dumme Gans“ und sagte, sie sei in den letzten Tagen durchaus nicht zufrieden mit ihr. Wenn Sie sich so benehmen“, erklärte sie, „können Sie uns das ganze Spiel verderben.“

„Was antwortete Miß Anderson?“

„Sie weinte. Aber da wurde die Rothhaarige noch ärgerlicher, und schließlich reizte sie Miß Anderson durch ihre Grobheiten.“

„Und Miß Anderson antwortete in der gleichen Sprache?“

„Das tat sie zwar nicht. Doch sie rief aus, daß sie das Spiel nicht länger mitmachen wolle.“

Krag unterbrach sie.

„Wandte sie diesen Ausdruck an? Sagte sie: Ich will das Spiel nicht länger mitmachen?“

„Das waren ihre Worte. Da zischte die Kote. Doch Kelly rief: „Hier haben Sie Ihr elendes Geld zurück!“ Und ich hörte, daß sie Geld auf den Tisch warf.“

„Und dann?“

„Dann vernahm ich einen Knall.“

„Einen Knall?“

„Ja, eine Ohrfeige. Die Kote ohrfeigte Kelly. „Da

hast du's“, sagte sie, „und hast du daran noch nicht genug, so kannst du mehr haben.“ Dann wurde es still. Ich hörte nur noch ein schwaches Schluchzen. Kelly weinte. Ich wagte nicht länger an der Tür zu stehen.

„Finden Sie nicht auch, daß das sehr merkwürdig ist?“

„Ja, höchst merkwürdig“, antwortete Krag. „Aber was soll dieses Papier hier bedeuten?“ Er zeigte auf das ihm von Frau Percivaline übergebene Stück Papier.

„Ach ja“, rief sie aus, „das hätte ich fast vergessen. Das ist, wie ich Ihnen bereits sagte, ein Telegramm. Ein Telegramm nach Amerika. Das heißt natürlich, es ist eine Abschrift. Das Telegramm wurde gestern vor den beiden Amerikanern aufgegeben. Mein Laufbursche sollte es auf das Telegraphenamt bringen. Das war ja sehr unvorsichtig von ihnen, denn ich fand dadurch Gelegenheit, es abzuschreiben.“

„Asbjörn Krag warf nochmals einen Blick auf das geheimnisvolle Telegramm: „Wir arrangieren Ball. Die Kote ist blind.“

„Zielt das auf etwas Bestimmtes hin?“ fragte er.

„Die Kote muß ja wohl Frau Habermann sein. Aber sie ist keineswegs blind, sie hat im Gegenteil sehr scharfe Augen.“

„Das kann ja auch bedeuten“, erklärte Krag, „daß irgendeine Sache ihrer Aufmerksamkeit entgeht und sie also nicht sieht.“

„Ja, allerdings, so kann es gemeint sein.“

„Aber was soll das andere bedeuten: „Wir arrangieren Ball?““

„Ja, das ist mir vollkommen unverständlich“, sagte Frau Percivaline eifrig. „Beide Herren scheinen die Geselligkeit zu lieben und haben sich mit den meisten Pensionären angefreundet. Gestern machten sie den Vorschlag, am nächsten Sonntag einen Ball zu veranstalten. Der Schaal soll ausgeräumt werden. All meine Damen und Herren waren ganz entzückt von dem Einfall, und ich als Wirtin mußte natürlich in die allgemeine Freude einstimmen. Aber finden Sie, Herr Krag — antworten Sie mir aufrichtig — finden Sie, daß das eine Angelegenheit ist, die man nach Amerika beschickt?“

Asbjörn Krag lachte.

„Nein, daß in Frau Percivaline Hages Pension am Samstagabend ein Ball stattfinden soll, scheint mir allerdings keine Angelegenheit von so großer Wichtigkeit zu sein, daß man es über den Ocean drahtet. Und würde er auch noch so schön. Aber wohin ging das Telegramm? Wissen Sie die Adresse?“

„Ja, hier ist sie“, sagte sie und gab ihm ein anderes Stückchen Papier. Krag las:

„Browning—Chicago.“

„Wahrscheinlich eine Telegrammadresse“, sagte er.

Er stand auf.

„Ich bin fest davon überzeugt, Frau Hage, daß dahinter etwas anderes steckt. Haben Sie ein Zimmer, das ich bekommen kann? Es ist notwendig, daß ich in Ihrer Pension wohne.“

Die Unglückliche.

Frau Hage erhob sich, um sich von dem Detektiv zu verabschieden.

„Wann habe ich also die Ehre, Sie in meinem Hause zu sehen?“ fragte sie.

„Ich komme in den nächsten Tagen“, antwortete er. „Haben Sie aber auch ein geeignetes Zimmer für mich?“

„Ja, ich will Ihnen ein behagliches Zimmer einrichten.“

„Ein geeignetes Zimmer, sagte ich“, wiederholte Krag.

„Ja, was meinen Sie mit geeignet?“

„Nun z. B. das Zimmer, in dem Kelly ihre Koffer hat, wäre besonders geeignet.“

Frau Percivaline wurde ein wenig unruhig.

„Aber Sie verstehen wohl, daß mir das völlig unmöglich ist.“

„So nehme ich die beiden Zimmer der Amerikaner.“

Frau Hages Unruhe steigerte sich bis zum Entsetzen.

„Wollen Sie damit sagen, daß ich den beiden Herren kündigen soll, die so glänzend zahlen?“

„Ja, Sie sollen sie ohne weiteres hinauswerfen. Haben sie für längere Zeit gemietet?“

„Nein, sie haben gar nicht für eine bestimmte Zeit gemietet.“

„Um so besser. Dann haben Sie ja das Recht, frei über die Zimmer zu verfügen, sobald die Woche abgelaufen ist. Sie können ihnen ja ein paar andere Zimmer anweisen. Finden Sie einen Vorwand, gleichviel welchen. Doch lassen Sie sie verstehen, daß sie diese Zimmer nicht länger behalten können.“

„Aber wenn sie sich weigern, andere zu nehmen, verlieren sie ja ein paar sehr gute Mieter.“

„Machen Sie sich darum keine Sorge, Frau Hage“, beruhigte Krag sie, „ich stehe Ihnen dafür ein, daß Sie keinen Verlust haben werden. Tun Sie nur, was ich Ihnen sage.“

„Nun, so muß ich wohl. Aber ich verlasse mich auf Sie.“

„Das können Sie getrost tun. Doch noch eine Frage: die Zimmer Nummer 24 und 25, welche die Amerikaner bewohnen, liegen also in einer Reihe mit Miß Andersons beiden Zimmern Nummer 26 und 27?“

„Ja.“

„Und wo liegt Nummer 28?“

„Eine Treppe höher. Nummer 27 ist ein Eckzimmer.“

„Das konnte ich mir denken“, murmelte Krag vor sich hin.

„Das konnten Sie sich denken?“ fragte Frau Hage erstaunt.

„Ja“, sagte Krag. „Doch das verstehen Sie nicht. Gehen Sie nun also nach Hause und machen Sie den Amerikanern den Vorschlag, die Zimmer zu wechseln. Lassen Sie mich dann so bald wie möglich wissen, wie die Sache abgelaufen ist!“

„Darf ich telephonieren?“

„Das können Sie tun; doch geben Sie acht, daß kein Dritter hört, was sie sagen.“

Das versprach sie, und damit verschwand die Pensionsvorsteherin.

Krag sah eine Weile in tiefem Sinnen. Es war ihm bereits klar, daß Miß Anderson eine Rolle in irgend einem Komplott spielte. Die Leitung lag wahrscheinlich in der Hand der rothaarigen Frau Habermann. Dagegen war ihm die Stellung der beiden Amerikaner vollkommen unverständlich. Offenbar beobachteten sie Miß Anderson. Aber aus welchem Grunde? Die Note kannte die beiden nicht. Warum hatten sie deponiert?

Krag ging an seine Bücherei und nahm einen dicken Band heraus. Es war ein englischer Depeschencodex. Nachdem er eine Weile darin geblättert, hatte er gefunden, was er suchte. Und darauf schrieb er das folgende Telegramm nieder:

Polizeipräsident, Chicago.

Beiram Browning—Krag.

Er wußte, daß in den Auskunftsbüchern des ame-

ritanischen Polizeipräsidenten sein Name, seine Ad- und allerlei Aufklärungen über seine Person notiert waren. Er wußte, daß man ihm antworten würde. Das Wörtchen „Beiram“ bedeutete in der Chiffresprache: Wer hat die Telegrammadresse „Browning“?

Nachdem er das Telegramm abgeschickt hatte, gab er seiner Haushälterin den Auftrag, sein Koffer zu packen.

Fortsetzung folgt.

Das alte Messbuch.

Von Fulvia.

Berechtigte Übertragung aus dem Italienischen von Kunde-Grazia.

Mein lieber Paolo!

Du bist literaturkundiger als ich und wirst mir sagen können, ob Bourget, Fordeur — oder wer war es sonst? — vor Jahren in der Revue des Deux Mondes eine Novelle veröffentlichte, die sehr reizvoll einen Fall behandelte, den ich — nur keine falsche Bescheidenheit! — selbst zu erleben im Begriff bin.

Auch in der Novelle kommt eine Landpfarre vor, ein frommer und kluger Priester (was sich nicht immer beisammen findet), eine Sakristei, die noch nicht enteignet wurde von den räuberischen Händen eines Antiquars, eines Sammlers, dieser Haifische, die größere Banditen sind als sämtliche Diebe von Profession.

In dieses Explorationsfeld bin ich zufällig geraten, habe mich hier seitgelehrt und verbringe nun die Tage, um herumzukübeln in dem Schatz der mit Initialen geschmückten Messbücher, Chroniken, Breviere — kurz, der interessantesten Scharfeten, welche sich seit Jahrhunderten in den wurmstichigen, eichenen Bücherregalen anhäufen und an den Wänden der Sakristei herumstehen. Aber die Liebe zur Wissenschaft tritt manchmal hinter den Verhuchungen des Gaumens zurück, weil die Perpetua davon mehr versteht als mancher Koch eines großen Hotels, und ihr schmachtbarer Rilotto, ihre an den Wasserfällen des Baches gefangenen Forellen, ihre lurrigatlosen, verdammerlich mit Butter gebadenen Kuchen lassen unsereinen Gott in Freuden dienen; eben so gewisse Weltliner Reine, die der Pfarrer porlekt, ohne zu fragen, ob sie der Seele schaden oder — den Beinen.

Nun möchte ich nicht indiskret werden, aber ich muß mein Herz erleichtern — also berichte ich eine Komplikation, welche meines Wissens der Novelle des Bourget, des Bourdeur fremd ist.

Vom ersten Tage an versenkte ich mich in jene Bücher, an welche wer weiß wie viele Generationen von Kartäusern ihre Jugend, ihre Zeit, ihre Augen verschwendeten; mich überkam die gleiche Ehrfurcht wie sie und sie machte aus mir, dem Dilettanten, ein Geschöpf, das würdig ist, die Tempelschwelle zu überschreiten. Da habe ich etwas gefunden, was im Rahmen edelster Miniaturkunst und wunderbarer Farbenablenkung den absurdesten Anachronismus darstellt.

Ein geschmackloses Kabinettbild, denn es verdante seine Entstehung einem Provinzphotographen dritter Klasse. Der Hintergrund zeigt die übliche Balustrade und Galen; man sieht Blumen, einen schön abgedrehten, zwecklos hingestellten Sessel; ein weibliches Wesen (gib zu, Paolo, daß Du das von Beginn des Briefes kommen laßt) steht tapfer auf ihren Füßen und streckt in unbequemer Position die Arme nach dem unauslichen Sessel aus.

Nun wäre es das Nächstliegende, auf eine etwas präzisere, dabei naive, frische Bauerin zu schließen, auf eine Wälderin im Sonntagsstaat oder was sonst der Phantasie eines jugendlichen, vielversprechenden Schriftstellers, wie Du bist, vorzuziehen könnte. Nein! Es ist ein junges Mädchen in weißem Kleid; es wirkt etwas englisch steif, entbehrt aber nicht der Anmut und einer gewissen Distinktion.

Ist sie schön? Ich weiß es nicht.

Du, hundert andere fanden sie wohl gar unbedeutend; ich nicht. Den kleinen Kopf krönt ein vielleicht zu üppiger Haarwuchs; ihre Wadenknochen springen etwas vor; sie hat einen großen, aber lachenden Mund, Augen, welche einen mit eigentümlicher Festigkeit ansehn und fähig sind, die an den unteren Bildrand mit energischen Zügen — ich bin ein bißchen Graphologe — hingeschriebenen Worte zu wiederholen: „Ich heiße Maria, bin 22 Jahre alt, bekomme keinen Centesimo Mitgift, werde eine gute Gattin sein, wenn derjenige, der mich findet, frei ist und mir gefällt.“

Ich bekenne, daß mir an diesem Tage etwas, das nichts mit Kunstbegeisterung zu tun hat, die Fruchtornamente und Grotesken in meinem Messbuch ziemlich verblüht erscheinen ließ. Ich bin 30 Jahre, frei und — mir gefällt sie. Nicht lachen; es ist so. Und zwar unsagbar! Auch das Neue in ihrer Handlungsweise, auch ihre Schrift und jener Vorwurf, den sie mit unternehmendem Wagemut ins Weite sandte, an den Unbekannten, Unwahrscheinlichen — auch das, das!

Wer ist Maria?

Ich suchte von dem Pfarrer, von der Perpetua etwas zu erfahren; nichts. Der Priester hatte keine Nichten, die Haushälterin keine anderen Frauen zu Gaste gehabt als Ehrwürdens bejahrte Tante, ihre Kusine — eine alte Spitzenhändlerin —, die gekommen war, um die Säume der Chorhemden auszubessern.

Wer war der Voraänger gewesen? . . . Ich sah das

Vergebliche des Befragens em. Die Photographie war neueren Datums; die Tinte nicht vergilbt.

Meine geschickt angestellten Nachforschungen konzentrierten sich auf zufällige Beluche, die vielleicht bei der Kanonika in der letzten Zeit vorbrachen oder auf notable Persönlichkeiten.

„Weissen Ehrwürden kein Buch, in das sich die Besucher einschreiben?“ Er erklärte mir lachend, das sein Kirchein Gott sei Dank noch nicht zum nationalen Monument erklärt worden sei und wenige die Wege kennen, die zu ihm führten.

Mein Interesse lastete mehr als je im Leeren, nahm aber — alle Tage stärker — den Charakter einer Belesenheit an.

Ich hätte die Geschichte, wie sie war, erzählen, die Mitarbeit meines guten Priesters und seiner Perpetua offen erbitten können. Zweifaches Gefühl der Scham hielt mich zurück; ich wollte das Geheimnis des Mädchens, wenn man es auch nicht kannte, wahren; dann mochte ich auch die schwache Aureole, die ich mir als ernsthaft Kunstbesessener und besonnener Mensch in den Augen dieser schlichten Leute erworben, nicht preisgeben.

Inzwischen ruhte Maria nicht mehr zwischen den Falten des Bilatusmantels, aber in der intimsten Falte meines PortefeUILles und kam allabendlich zum Vorschein. Ich lebte nie an den Leuchter auf dem Nachttisch; aber in meinem Innern postierte ich sie auf einen viel höheren Thron. „Lorbeer, was? Gut, wenn Du, wenn andere niemals gleiche Lorbeeren in ähnlichen Fällen begingen, müßte ich mich wegen dieses Phänomens schämen; aber da ich weiß, daß alle literarischen Dokumente über die Liebe und Deine eigenen, verchiedenen Darstellungen derselben — Scherz beisteht — nur Verberrlichungen einer einzigen Wahrheit sind —, sabre ich in meiner Erzählung fort.“

„Morgen reise ich ab und lasse die Geschichte enden“, erklärte ich täglich, wenn ich aus meinem Bett — es ist so hoch wie ein Katafall — herabkletterte, wo aber aus der nach Speil duffenden Wäsche die phantastischsten Träume aufstiegen.

Und „morgen“ war immer noch da; ich bemühte mich, für die so herzlich gebotene Gastfreundschaft nach Kräften erkenntlich zu sein und machte Gründe für mein weiteres Verbleiben geltend, die frommer und künstlerischer Art waren und meinen Priester in Enttäuschen verlegten.

Aber da die lange Erzählung — besonders im Brief — sich zu einer Schlange auswächst, falle ich mich kurz, lieber Paolo, und wenn ich Dir nicht die Anregung zu einer neuen Novelle gebe, die vielleicht gar von Dir und Deinen Lesern als sad verurteilt würde, so teile ich Dir doch jedenfalls einen Scherz des Schicksals mit, der ebenso real wie ungewöhnlich ist.

Eines Tages kam mit der Frühpost bei meinem Priester einer jener letzten Briefe an, welche Leute seines Charakters mit instinktivem Mißtrauen, der sich hinter der Überzahlung verbirgt, empfangen.

Ich trank eine mit Arnika parfümierte Milch — sah hm gegenüber in dem goldiggrünen Licht, welches durch das weinumpennene Fenster in den kleinen Salon fiel. Da sah ich ihn die Brauen runzeln und seine Baden leicht erröten, wie das zu geschehen pflegte, wenn irgend eine Erregung das alte unschuldige Knabenherz, das er hatte, stärker pochen ließ.

„Das ist seltsam“, sagte er mild. „Schauen Sie, ob es Ihnen gelinget, mir bei Lösung eines Rätsels behilflich zu sein.“

Mit diesen Worten reichte er mir den Brief und meine Augen ruhten brennend darauf, weil er — von Maria war, mit Datum, ihrer Unterschrift, Adresse versehen — ich sollte jetzt alles erfahren, was ich erkunden wollte, fühlte, wie das Blatt in meiner Hand bebte; ich hatte etwas wie Burcht vor dem Wissen. . . .

Ein Brief mit festen, geübten Schriftzügen, wie ich sie vom Vortag her kannte.

Sein Inhalt: „Hochwürden! Sie werden sich gewiß nicht mehr daran erinnern, daß Sie mich — es ist ein Jahr her — bei heftigem Unwetter eine Stunde in Ihrer Kirche verweilen ließen. Ich liebe es, allein zu wandern, und ich hatte mich unvorsichtigerweise zu weit von dem Gasthaus entfernt, wo ich mich damals mit meiner Familie aufhielt, um neue Kräfte für das anstrengende Stadt- und Schulleben (bin Lehrerin) zu gewinnen. Für jene Stunde gastlicher Aufnahme habe ich Ihnen schlecht gedankt. Sie hatten — als Sie, um zu wissen, das Haus aufsuchten, die Freundlichkeit, das Kirchlein offen zu lassen, damit ich mich von dem Regengusse erholte. Ich bin in die Sakristei gegangen und habe — als der Übermut, der ich zuweilen bin — ein Kapitel eines alten englischen Romans, der eine Freude meiner Jugend bildete, in die Wirklichkeit umgewandelt. In jenem Kapitel fand die Heldin das Ideal ihrer Träume, indem sie ihr eigenes Konterfei zwischen die vergilbten Seiten eines alten Schmöckers legte: er befand sich in der Bibliothek des in solch einem Romane unvermeidlichen Schlosses. Ich habe (mein Bekenntnis läßt mich selbst in der Ferne erröten) längst das Alter der Vernunft erreicht, habe Kinderseelen und Köpfe zu betreuen, bin kein überspanntes oder sentimentales Geschöpf — und ahnte dennoch die englische Romanfigur nach! Da ich in meiner Briefstube eine schlechte, ziemlich komisch wirkende Photographie von mir besah — ein pagierender Lichtbildner hatte sie verbrochen — schrieb ich mit Füllfeder eine törichte Anerkennung meiner selbst darunter und legte sie in eines der wunderbaren Mesbücher, welche Sie, mit der Unvorsichtigkeit frummer Menschen, Neugierigen erreichbar, dort liegen lassen. Viel beschäftigt, vergab ich in den letzten Monaten den dummen Streich. Ein bißchen sögerte ich auch, weil es mich ärgert, selbst in den Augen derer, die mich nicht

kennen, einen törichtigen Eindruck zu machen. Aber heute habe ich mich entschlossen, jeden Schleier der Zurückhaltung zu zerreißen, und während ich belächelt um Ihre nicht verdiente Verzeihung bitte, siehe ich Sie an, die Konsequenzen jenes sinnlosen Luns zu vernichten, die unheilvolle Photographie ausfindig zu machen und sie dem Schreiberhauken zu überantworten, bevor eine Laune des Schicksals mir — nicht den Gatten, den ich lehr auf entbehren kann, aber ein Zeugnis über Idiotentum oder Kotette verhofft; denn das Bild kann in die Hände eines minder vornehmen und verlebenden Beurteilers, wie Sie sind, fallen. Ich küsse Ihnen die Hand, Hochwürden, und bitte Sie, sich keine zu unglückliche Vorstellung von der Unbetannten zu machen.

Versteht Du, Paolo? Noch nach tausend Jahren würde ich mich des Gesichtsausdrucks meines Priesters erinnern, als ich ihm — ohne ein Wort zu sagen — das Bild Mariens hinlegte und erklärte, daß ich sie am Liebsten zu meinem Weibe machen möchte.

„Gottes Bägung!“ meinte er endlich und ließ die Perpetua die mit Spinnweben umflorte Flasche eines Weines, der süß und feurig wie mein Abenteuer war, entorkten.

Es wäre überflüssig, Dir zu sagen, daß ich die leidhaftige Maria unendlich mehr verehere als ihr Bild auf dem Karton. Sie ist das „Weib“, muß Du wissen, das Weib, das ich erträumt habe, das ich vergeblich mit uneingesandtem Bangen suchte, das vollkommene, aufrichtige, intelligente, erwählte Weib, welches würdig ist, Herz und Leben eines rechten Mannes auszufüllen.

In einer Sache stimmen wir nicht überein; sie hätte gewünscht, daß ich ein unbekanntes Malerchen, ein wenig geschäftiger Künstler wäre und nicht der fleißige Dilettant. Das kann in unseren Traum so viel Profa bringen als notwendig ist, um das Leben leicht zu machen.

Wir heiraten nächsten Monat; unser Priester wird uns einleonen; als Hochzeitsgabe will er uns unbedingt das bildgeschmückte Mesbuch schenken.

Die Perpetua wird in den Kern des Geheimnisses nie recht eindringen; aber sie wiederholt immer wieder allen Frauen im Ort, was jeder lachende Valenmacher mit unauslöschlichen Lettern auf seine Gefäße lekt: „Gott macht sie und dann macht er ein Paar daraus.“

Ich schwöre Dir nicht, daß ich Dir einen zweiten, vom Vorzimmer des Paradieses, datierten Brief erspare (alle Hochzeitsreißenden schreiben direkt aus dem Paradies); aber es gibt ein Mittel, dies zu vermeiden. Komm, um Maria kennen zu lernen, sei mein vornehmster Trauzeuge und schreibe, Du bekadenter Literat, eine Abhandlung über „das Glück!“
Georgie W.

Ein Telephongespräch.

Von Hans Bauer.

„Hier Amt!“

„Bitte, Fimfhundert legasndreiß!“ — „536?“

„Cha, Fimfhunderd legasndreiß.“

„Hier Jerusalem Hagelschlag, Gardinenfabrik.“

„Frau Maggowe, sinne selwr da?“

„Hier ist Jerusalem Hagelschlag, Gardinenfabrik. Wer ist denn dort?“

„Hamm Sie Fimfhundert legasndreiß?“

„Sawohl, 536 ist hier.“

„Dann is wohl Frau Maggowe selwr am Abberad?“

„Quatsch, Frau Matone . . . Hagelschlag ist hier.“

„Sie habm doch Fimfhundert legasndreiß?“

„Ja, 536.“

„Frau Maggowe, sinn Sie . . .“

„Zum Donnerwetter; hier ist Hagelschlag!“

„Ich dencke, Sie hamm Fimfhundert legasndreiß.“

„Ja, 536.“

„Dann muß doch Frau Maggowe . . .“

„Sie sind belesen. Schluß.“

„Hier Amt!“

„Bitte, Fimfhunderd legasndreiß, Freilein. Awz btdde, rechd genau: finiffhunderd legasndreißich. Sie habdn mich ähm fallch frbunden.“ — „536?“

„Cha, Fimfhunderd legasndreiß.“

„Hier Jerusalem Hagelschlag, Gardinenfabrik.“

„Is Frau Maggowe da?“

„Unterlassen Sie Ihre Witse, Oder denken Sie, ich erkenne Ihre Stimme nicht wieder? Ich werde Ihre Nummer feststellen und Sie verhaften lassen. Schluß.“

Nachdem Frau Bastelband eine Viertelstunde über dem Telephontisch gebrütet hat, areift sie schlotternden Fingers noch einmal nach dem Hörer.

„Hier Amt!“

„Freilein; bitte: finiffhunderd legasndreißich, Fimfe. Null, Null, Drei, Seags.“ — „5.0.0.3.6?“

„Chawoll: Fimf, Null, Null, Drei, Seags.“

Während das Fräulein verbindet, kriegt es Frau Bastelband aber doch zu sehr mit der Angst zu tun, als daß sie wagte, die weiteren Konsequenzen zu ziehen. Die hatten vorhin immerhin mit Verhaftung gedroht. Reife hängt Frau Bastelband den Hörer wieder an. Sie wird Frau Matone lieber persönlich aufsuchen.

Ne wird Frau Bastelband das Mysterium der Nummer 50036 durchschauen.

Mütter.

Von E. Sanae.

Wir scheint, es ist für uns Mütter weit weniger schmerzhaft, als zu werden, als für die Frauen, die kinderlos bleiben. Und die es sich darum, mehr als wir, leisten konnten, den Bedürfnissen und dem Schmutz der eigenen Persönlichkeit zu leben. Uns dagegen, die wir Mütter sein dürfen, fehlt es mitten in dem Gemisch von Sorgen und Freuden, wie sie die Gemeinschaft mit heranwachsenden Kindern mit sich bringt, an Zeit und Lust, uns selbst besonders wichtig zu nehmen. Und so ist denn eines schönen Tages, eigentlich ganz ohne spürbare Übergänge, der Zeitpunkt gekommen, da uns der Anblick unserer großen Kinder etwas plötzlich zwar, aber dafür um so deutlicher zum Bewußtsein bringt, daß unsere Zeit endgültig vorbei ist!

Wenn es nun schon für uns nicht ganz ohne Behmut abgeht, sich vom eigenen Nachwuchs verdrängt zu sehen von den Tummelplätzen des Lebens, zu denen man bis dahin selbst Zutritt hatte, wie ungleich schwerer muß es dann sein, nur fremder Jugend Platz machen zu müssen! Und wieviel tausendmal bitterer zu verblühen und alt zu werden für die Frau, die nur ihr eigenes blühendes Leben in die Welt zu werfen hat! Die niemanden ihr Eigen nennen darf, dem froh-verständnisvoll zuzuschauen — erfüllt von Hoffnungen und Wünschen — uns anderen, uns Müttern zum vollen Erlaß zu werden vermag für das, was selbst nicht mehr länger zu tun, unsere Jahre uns abteten!

Eine Mutter, die mehrere Kinder hat, ist reich! Außerlich reich jedenfalls als die Frau, die nur ein einziges besitzt! Ob aber auch innerlich reich, das scheint mir nicht in jedem Falle so ohne weiteres sicher zu sein!

Gewiß, ihr Glück steht nicht nur auf zwei Augen, und ebenso gewiß ist es, daß es herrlich sein muß, mehrere Kinder in ihrer oft so ganz und gar verschiedenen Veranlagung, ihren voneinander abweichenden äußeren oder inneren Vorzügen und Gaben mit still forschendem Mutterauge in ihrer Entwicklung beobachten zu dürfen! Aber, ob sie das kennt, was die Mutter des einzigen Kindes so besonders stark empfindet? Dieses ganz nahe Zusammenleben zu Zweien! Dieses beglückende, verzügende Mütterleben! Angefangen bei den Spielfreuden und winzigen Kümmernissen allerfrühesten Jugendtage bis zu den Räten und Seligkeiten der aus zarter Knospe körperlich, seelisch und geistig immer mehr sich entfaltenden, jungen Menschenblüte! Ob wir das nicht doch vielleicht der anderen, der „reichen“ Mutter voraushaben, dieses kostbare Band enger Kameradschaft, wie es gerade die Mutter und das einzige Kind umschlingt? Von ihm selbst — nach unbekümmerter Jugend Art — wohl kaum als etwas Besonderes sonderlich beachtet! Um so dankbarer aber von uns Müttern empfunden und gewertet! Wie ein heiliges Band, das wir hüten mit schmerzlicher Inbrunst, wohl wissend, daß die Stunde kommen wird, da wir, in andere Hände es zu legen, uns bereit halten müssen!

So mancher Mutter liegt nichts ferner als der Gedanke, daß ihre junge Tochter einmal nicht heiraten könnte! Und wenn er in ihrem Kopfe flüchtig aufsteht, verschleucht sie ihn schnell mit dem süßen Wolkengebilde roßhafter Zukunftsträume. Anstatt ihn, wie es ihre Pflicht wäre, beherzt und gründlich durchzudenken!

Gefährlich ist es, sich als Mutter von dem kommenden Schicksal der eigenen Tochter eine Vorstellung zu machen, die einseitig ist! Und gar zu leicht führt es zu nicht wieder gutzumachenden Versäumnissen, ihr Leben und Streben in eine Richtung hineinzuzwingen, einem Ziele entgegen, dessen Erreichbarkeit nicht von ihr allein abhängt!

Gewiß, das kannst du wohl, als Mutter dein gewichtiges Teil dazu beitragen, deiner Tochter eine frohe und unvergessliche Jugend zu bereiten, zumal wenn sie dank tragendwachen Vorzügen und Gaben das zu sein scheint, was man „beliebt“ zu nennen pflegt.

Eins aber vermagst du mit dem besten Willen nicht: Du kannst sie nicht bewahren vor Enttäuschungen des Daseins, und sei sie auch noch so anziehend, noch so begehrt!

Und darum tuft du als Mutter einer jungen, aufblühenden Tochter gut daran, fürstlich auch ihren Geist zu pflegen! Auf daß er wach werde, empfänglich, aufnahmefähig für Dinge, die ihr vielleicht einmal das Leben reich, ja überhaupt erst Lebenswert machen sollen oder womöglich nur ihr Erlaß bedeuten müssen, für das, was dem allüberlangenden Herzen verlaßt geliebten ist!

Es gibt eine gewisse Kategorie Mütter, die, ohne es selbst im geringsten zu ahnen, in ungezählten Fällen ihren Kindern — besonders den Töchtern — maßlos schaden! Und zwar dadurch, daß sie, wenn sie von ihnen sprechen, ihrem von

Lob und Begeisterung überströmenden Munde nicht Gewalt anzutun vermögen!

Weil sie in ihrem Mutterstolze — oder wohl oft richtiger, in ihrer mütterlichen Verblendung — eine Unmenge von Reizen und Besonderheiten in der Person ihres Kindes vereinigt sehen, treibt sie das unbezähmbare Verlangen, alles das mit geschäftiger Hand immer wieder von neuem in die denkbar beste und günstigste Beleuchtung zu rücken.

Wie falsch und töricht sie daran tun! Und wie leicht kommt es, daß sie nicht nur das nicht erreichen, was sie für ihr Kind erstreben, Anerkennung und Beliebtheit, sondern daß sie es ganz im Gegenteil noch obendrein mit dem Fluche der Lächerlichkeit beladen, der da, wo er sich einmal ansetzte, gar nicht so mühelos wieder abzuschütteln ist! Denn traalos reizt es zum Lachen, unentwegt Eigenschaften unterstrichen zu sehen, die uns anderen entweder recht schwach oder doch nur gerade normal entwickelt erscheinen!

Herzlich gern ist man bereit, einem jungen Mädchen — auch einem sehr mittelmäßigen — Lob und Anerkennung zu spenden. Aber nicht, wenn man durch ermüdendes Anstreifen der eigenen Familie dazu aufgefordert, richtiger, herausgefordert wird. Dann verjaagt die Feilschaft auch der Gütmützigste!

Sicherlich bietet Mutterliebe, mütterliche Begeisterung — auch die kritische, blinde — stets einen rührenden Anblick! Aber nichts ändert das an der Tatsache, daß die Tochter, der sie gilt, sehr häufig die Leidtragende sein muß!

Hinterher.

I.

Ein wahrer Freund bewährt sich erst dann, wenn die engen Beziehungen zwischen ihm und dem anderen aufgehört haben! Denn: Jede gute Durchschnittsfreundschaft bringt es fertig, zur Zeit ihres Bestehens freundschaftlich aneinander zu handeln, das heißt, treu und zuverlässig zum Freunde zu halten. Das dürfte sich kein einigermaßen anständig empfindender Mensch als besondere Leistung anrechnen!

Die Feuerprobe einer Freundschaft aber beginnt erst dann, wenn man einander innerlich freudig oder gar feind geworden ist! Sei es nun durch ein unmerkliches, langames Auseinanderleben oder durch einer gewalttätig-plötzlichen Bruch. Dann erst — hinterher — zeigt es sich, wer von vielen den Begriff echter Freundschaft in seiner ganzen Bedeutung richtig erfaßt hat! Jener Pflicht, die es uns als etwas Selbstverständliches erscheinen läßt, all die vielen, die früheren Freunde betreffenden, teils miterlebten, teils angetrauten Dinge als fremdes Eigentum zu achten und genau so sicher zu hüten wie zur Zeit der Freundschaftsbeteuerungen!

II.

Es ist eine alte Wahrheit: niemals sind wir Frauen ungeschlamer und weniger geneigt, das hinter uns liegende Schöne als solches dankbar anzuerkennen, und nie unfähiger, den Menschen, mit welchem uns Liebe oder Freundschaft innig verband, gerecht zu beurteilen, als zu der Zeit, die dem Zusammenbruche solcher Gemeinschaft unmittelbar folgt!

Geradezu typisch ist es für diese Zeit, daß man sich nachträglich gar nicht mehr begreifen kann und sich in der Wahl des „geliebten Gegenstandes“ (Spinoza) gänzlich verariffen zu haben glaubt!

Später erst wieder, wenn die wildbrausende Woge seelischen Beteiligtheits zurückgebebt ist, dann, wenn wir den Gehebnissen gegenüber einen gewissen Abstand zu gewinnen vermöchten, stellt sich bei besonnenen Menschen die Ruhe einer normalen Betrachtungsweise und der Wille zu wohlwollenderer Beurteilung wieder ein.

Die feindliche Unterströmung in uns ist langsam und unmerklich einer mildereren Stimmung gewichen, und eines Tages — oft allerdings erst viele Jahre später — ertappen wir uns sogar dabei, wie wir uns im wieder siedenlos gewordenen Glanze alter, festlich-schöner Erinnerungen beglückseligen können!

B. E.

Die praktische Hausfrau.

September- und Oktober-Eier kann man den ganzen Winter hindurch vollständig frisch erhalten, indem man sie in einer Wasserglaslösung in einem großen irdenen Topfe im Keller, in dem es nicht friert, aufbewahrt. Das Einsenken sollte unten im Keller geschehen, da schon oft beim Transport Eier zerbrochen und die Wasserglaslösung dann erneuert werden mußte. Das Eiweiß der so eingelegten Eier schlägt sich noch nach Monaten zu festem Schnee, was bei Kalkfeiern nicht der Fall ist.

Stofflede aus Woll- und Seidestoffen entfernt man, indem man die Stoffe in eine heiße Röhre legt. Natürlich muß die Hitze probiert und kontrolliert werden, damit der Stoff nicht verbrennt. Die Hitze treibt die Stofflede heraus.